

Corinna Kastner

Die verborgene Kammer

Roman



*Gewidmet allen, die dafür Sorge tragen,
dass die Einmaligkeit des Fischlandes bewahrt
und die Erinnerung an seine Geschichte lebendig gehalten wird,*

und

*meinem Mann Jörg,
der es mit mir »entdeckt« hat.*

Sommer 1992

Über die Staffelei hinweg schweift mein Blick zum offenen Fenster. Was für ein strahlendes Blau! Genau diesen Ton muss ich treffen, er ist perfekt. Perfekt für den Tag. Perfekt für das Bild.

Wann habe ich das letzte Mal etwas so gemalt, wie es wirklich aussieht? Habe ich nicht jahrzehntelang nur das abgebildet, was ich tief in meinem Innern sah? Welche Düsterteit ... Nie gab es ein strahlendes Blau wie jenes, das ich jetzt auf meiner Palette mische und auf die Leinwand bringe.

»Oh, hier bist du!«

Seine Stimme kommt von der Tür. Ich bin nicht überrascht, obwohl ich ihn weder erwartet noch seine Schritte gehört habe. Langsam drehe ich mich um, meine Bewegungen längst nicht mehr so flink wie einst, meine Knochen so alt. Aber da steht er, und ich vergesse mein Alter. Wie sehr ich mich immer über seine Besuche freue! Er tritt näher und betrachtet, was ich geschaffen habe.

»Das gefällt mir. Ein wundervoller Blick aus dem Fenster. So leicht und heiter. Du solltest dieses Bild aufhängen, statt es wie die anderen wegzuschließen.«

Ich muss lächeln, weil er genau das sagt, was ich selbst eben dachte. »Dann soll es so sein. Aber letztlich hast sowieso du das zu entscheiden.«

»Ich?«, fragt er verwundert. »Warum, willst mir das Bild schenken?«

Jetzt lache ich. Es klingt noch ungewohnt. Bevor er kam, habe ich nie gelacht. »Das Bild und das ganze Haus. Ich bin eine alte Frau – nein, nein, sag bloß nicht, dass ich noch mal hundert werde!«

Er verzieht den Mund zu einem spöttischen Lächeln, das mich stets an ein anderes Gesicht erinnert.

»Was ich damit sagen will«, fahre ich fort, »ich besitze außer diesem Haus und seinem Inventar überhaupt nichts. Das Geld zum Leben bekomme ich von meiner ... Familie.« Ich weiß, dass dieses Wort einen bitteren Beiklang hat, doch das kann ich nicht ändern. Will es gar nicht ändern. »Aber die Kranichburg gehört mir, und wenn ich sterbe, gehört sie dir. Kein Widerspruch!«, sage ich entschieden. »Dafür wünsche ich mir nur eins: Du hast schon eine Menge erfahren, finde auch noch den Rest heraus. Das, was am wichtigsten für mich ist.«

»Aber ich habe deiner Tochter versprochen ...«, wendet er ein.

»Papperlapapp!«, unterbreche ich ihn ungeduldig. »Es ist immer nach dem Willen meiner Familie gegangen. Dieses eine Mal wird sie mir keinen Strich durch die Rechnung machen.«

Er sieht mich an, als wolle er sagen, das alles liegt doch schon so lange zurück.

»Natürlich liegt das lange zurück. Aber wolltest nicht auch du die Wahrheit wissen? Warst nicht auch du auf der Suche nach ... seinem Schicksal?« Ich habe versucht, den Namen auszusprechen, ich habe es wirklich versucht. Es ist mir nicht gelungen, ich kann es nicht. Wann habe ich es zuletzt getan? Ich habe es vergessen. Es ist sehr, sehr lange her. Ich seufze. »Vielleicht können wir uns auf etwas einigen. Du wirst dein Versprechen meiner Tochter gegenüber halten, wie du gesagt hast: Solange du lebst. Doch wenn du mir irgendwann nachfolgst – oder nein«, unterbreche ich mich. »Du wirst mir bestimmt nicht nachfolgen. Ich werde da unten hingehen, du kommst nach oben.«

Sein raues Lachen erfüllt das Zimmer. Aber er weiß, worum ich ihn bitte, und mein kleiner Scherz, der ernster gemeint ist, als er denkt, hat seinen Zweck erfüllt. Er ist einverstanden.

»Gut. Ich werde mir etwas einfallen lassen!«, verspricht er.

»Danke. Nun lass uns auf die Veranda gehen und Eistee trinken, das wird uns erfrischen bei der Hitze. Es gibt da nämlich etwas, das ich dir bisher verschwiegen habe. Und es wird Zeit, dass jemand es erfährt.«

Er hebt die Brauen, erstaunt, vielleicht gespannt, was ich wohl meine. Bis vorhin, bis er in der Tür stand, war ich mir selbst nicht sicher, ob ich so weit gehen würde. Jetzt weiß ich, dass es richtig ist. Es muss sein. Nicht nur für ihn, auch für mich – und für sie. Ich kann nicht sterben, ohne es jemandem anvertraut zu haben.

Vorsichtig, Stufe für Stufe, gehe ich die lange Treppe hinunter, an deren Fuß ich kaum merklich zögere. Ich sehe auf den Boden, auf das abgenutzte, zerkratzte Parkett, das nichts mehr von dem verrät, was sich einst hier abgespielt hat. Ich höre ihn hinter mir, rasch blicke ich auf und gehe weiter zur Küche, wo ich den Eistee aus dem Kühlschrank hole. Er nimmt mir den schweren Krug ab und trägt ihn hinaus, während ich nach den Gläsern greife und ihm folge.

Die Veranda wirkt verwahrlost, ähnlich wie der Garten. Alles ist überwuchert von wildem Grün. Jemand müsste kommen und den Rasen mähen, die Bäume stutzen, Ordnung in die Blumenrabatten bringen, aber eigentlich mag ich es so, wie es ist. Hinter dem Deich ist das Rauschen der Wellen zu hören, über uns segelt eine Möwe.

Wir setzen uns auf die Holzbank, er schenkt den Eistee ein und wartet geduldig. Während ich überlege, wie ich beginnen soll, beobachte ich die Wassertropfen, die sich außen am Krug und an den Gläsern bilden. Sie werden größer, laufen zusammen, einem Rinnsal gleich, und bilden eine kleine Lache auf dem Holztisch. Eine Pfütze.

Eine Pfütze.

Ein anderes Bild schiebt sich vor meine Augen. Eine andere Pfütze – größer, dunkel, schmutzig, schlammig.

Plitschplitschplitsch ... Das Geräusch verfolgt mich noch heute. Ich möchte es aussperren. Aber ich darf es nicht. Ich bin hier, um die Erinnerung zuzulassen und sie zu teilen. Ohnehin ist es, als wäre das Geräusch auf ewig in meinem Kopf eingebrannt.

Ich höre es unter mir. Plitschplitschplitsch. Jedes Mal wenn meine Füße den Boden berühren.

Der ganze Weg schien aus Pfützen zu bestehen, der Saum meines Mantels und sogar der meines Kleides darunter waren vollkommen durchnässt, ebenso meine Schuhe. Ich wollte nur nach Hause, endlich nach Hause, in die Stille meines Zimmers. Ich durfte nicht darüber nachdenken, was ich gerade getan hatte. Ich verbot mir die Worte. Ich hatte es getan. Und ich wollte es vergessen. Einen Augenblick lang blieb ich stehen, starrte hinauf in den schwarzen Himmel, spürte Panik in mir hochkriechen, weil mir nun, wo es hinter mir lag, klar wurde, was mich als Nächstes erwartete.

Auch das wollte ich vergessen, aber das war unmöglich. Ich setzte mich wieder in Bewegung. Plitschplitschplitsch. Endlich stieß ich die Gartenpforte auf. Die Kranichburg lag dunkel da, nirgends brannte Licht. Zitternd suchte ich nach dem Schlüssel. Zu spät wurde mir bewusst, dass ich keine Handtasche bei mir trug. Wo hatte ich den Schlüssel? Wo war er nur? Fort. Ich hob die Hand, um an die Tür zu hämmern, doch niemand würde mir öffnen. Tränen der Verzweiflung liefen meine Wangen hinunter. Erschöpft lehnte ich mich gegen die Tür – und sie gab nach. Ich hatte sie beim Hinauslaufen nicht richtig geschlossen.

In der Diele war es finster, ich sah kaum die Hand vor Augen. Dennoch wusste ich, was sich mir offenbaren würde, sobald ich eine Lampe entzündete. Ich wollte es nicht sehen.

Regungslos verharrte ich im Dunkeln. Es war still, so entsetzlich still. Ich hörte mich atmen – viel lauter als gewöhnlich. Ich hörte sogar mein Herz schlagen.

In diesem Moment brach der Mond durch die Wolken und tauchte die Diele in ein unwirkliches Licht. Mit einem Mal lag alles deutlich vor mir. Das Holz und die Gemälde an den Wänden, der riesige Leuchter an der Decke, die offene Tür zum Salon, die zu Papas Arbeitszimmer, daneben die Treppe und an deren Fuß ...

Hatte mein Herz eben noch laut geschlagen, so blieb es nun stehen. Es schien eine Ewigkeit lang auszusetzen, als mein Blick unweigerlich auf das fiel, was am Fuß der Treppe lag. Eine Gestalt in einem Nachthemd, der Körper verdreht, der Kopf mit dem langen gelösten honig-blonden Haar beinahe sanft auf einem angewinkelten Arm gebettet.

Ich hatte es gewusst. Und doch auf ein Wunder gehofft. Darauf, dass ich mir alles nur eingebildet hatte. Dass es einfach nicht wahr war.

Ich schrie auf und rief ihren Namen.

In meiner Erinnerung höre ich ihn noch heute, diesen Schrei, die beiden lang gezogenen Silben, die gequält über meine Lippen drangen. Als könne meine Stimme sie wieder zum Leben erwecken.

Teil 1

August 2007

1.

Viktoria lugte zwischen den Bücherregalen hindurch auf die große bestuhlte Fläche in der Mitte der Buchhandlung. Die Veranstaltung begann erst in einer Dreiviertelstunde, warum machte sie sich Gedanken, weil bisher nur ein paar Leute dort saßen? Draußen lockte die Sonne. Jeder, der sich dafür entschied, den Abend in der Buchhandlung statt in einem Straßencafé der Altstadt, am Hafen oder auf der Promenade am Strelasund zu verbringen, würde bis zur letzten Minute warten.

Viktoria wusste das, genauso wie sie wusste, dass ihre Lesungen bisher immer so gut wie ausverkauft waren. Aber hier? Sie war in Stralsund, an der Ostsee, die verlockende Insel Rügen vor der Tür. Wer würde freiwillig darauf verzichten, um sie zu hören?

Die Miss-Marple-Melodie, die in diesem Moment in ihrer Tasche zu dudeln begann, ließ sie zusammenfahren. Peinlich berührt, wie fast jedes Mal, wenn ihr Handy sich in der Öffentlichkeit bemerkbar machte, schaute sie auf das Display.

»Hallo, Melli!«

»Na, wie sieht's aus?«, erklang Melanies gut gelaunte Stimme. »Wie viele Stühle sind besetzt?« Viktoria unterdrückte ein Lachen. Ihre Freundin kannte sie zu gut. »Drei. Wen wundert's? Wenn du diese fantastische Stadt sehen könntest, wärest du auch lieber sonst wo statt in einer Buchhandlung.«

»Quatsch! Stralsund haben die Leute da jeden Tag vor der Nase, dich nur heute. Das füllt sich noch, glaub mir!«

Viktoria nickte, als könnte Melli das am anderen Ende sehen. »Wenn du das sagst.« Mit dem Handy am Ohr wandte sie sich um und schlenderte in Richtung Ausgang. Sie konnte es ebenso gut machen wie alle anderen und sich einen Cappuccino gönnen, bevor es losging. »Was macht denn dein großer Fall?«

Melanie seufzte verhalten. »Frag lieber nicht. Manchmal denke ich, ich hätte mich auf Steuerrecht oder was ähnlich Aufregendes verlegen sollen. Diese Familiensachen rauben einem den letzten Nerv.«

Du schaffst das schon, wollte Viktoria sagen. Stattdessen blieb ihr Blick an dem Mann haften, der ihr entgegenkam. »Der ist ja wirklich anhänglich«, murmelte sie.

»Was?«, fragte Melli verdutzt.

»Ach nichts.« Viktoria drehte sich weg und tat, als würde sie die Regionalliteratur im Regal vor ihr betrachten. »Es ist nur – sieht aus, als hätte ich hier oben im Norden einen speziellen Fan. Der Mann, der gerade reinspaziert kam, war bisher auf jeder Lesung. Es muss doch sterbenslangweilig sein, immer dasselbe zu hören.«

»Wahrscheinlich kommt er deinetwegen und nicht wegen deiner Bücher. Wär ja eine eher ungewöhnliche Lektüre für Männer. Sieht er gut aus?«

Viktoria lächelte in sich hinein. »Würde ich sagen, ja. Immer noch. So richtig attraktiv war er vermutlich vor etwa vierzig Jahren.« Sie trat hinaus auf die belebte Ossenreyerstraße.

»Tatsächlich? Vielleicht weckst du väterliche Gefühle in ihm.« Melli kicherte.

»Sehr witzig. Wieso gehst du davon aus, dass er an mir und nicht an meinen Romanen interessiert ist? Soll ja auch Männer geben, die hin und wieder ein Buch in die Hand nehmen, obwohl das so oft vehement bestritten wird.«

»Aber sicher nicht Familienromane. Es sei denn natürlich, es handelt sich um Thomas Mann.« Viktoria konnte sich Mellis ironischen Gesichtsausdruck lebhaft vorstellen. »Vielleicht. Aber eins lass dir gesagt sein, er würde prima in meine Bücher passen, und zwar als Patriarch par excellence.« Seine markanten Züge, die blauen Augen, die eisgrauen Haare, seine große Gestalt und die kerzengerade Haltung verliehen ihm beinahe was Aristokratisches. Trotzdem war da etwas an ihm, das Viktoria irritierte. Möglicherweise hatte es mit seinem Blick zu tun. Meist saß er in der dritten oder vierten Reihe, rührte sich nicht, während sie las, und schien durch sie hindurchzustarren. Wenn die Lesung und die anschließende Fragerunde beendet waren, stand er auf und ging. Langsam, sodass sie schon gedacht hatte, er sei krank. Immerhin hatte er ein gewisses Alter erreicht, irgendwo in den Siebzigern, schätzte sie, wenn nicht gar älter.

»Viktoria? Bist du noch dran?«, unterbrach Melli ihre Gedanken.

»Ja, bin ich. Entschuldige, was hast du gesagt?«

»Gar nichts. Ich hab gespannt gewartet, was die wortgewaltige Autorin mir über ihren nächsten Romanhelden erzählen wollte.«

Merkwürdigerweise verspürte Viktoria überhaupt keine Lust, weiter über den Fremden zu sprechen. »Da gibt's nicht viel zu erzählen. Stell dir einen Typ wie Cary Grant vor.«

Melli lachte. »Alles klar. Du, ich muss Schluss machen, mein Mandant ist gerade gekommen. Wir sehen uns übermorgen, ja?«

»In Ordnung. Bis dann.« Viktoria steckte das Handy ein und dachte an die bedauernswerte Melanie, die in Hannover in ihrer Kanzlei saß und sich mit einer Scheidung, einer Sorgerechts- oder einer Erbschaftssache befassen musste, statt hier zu sein, wo man die See riechen konnte. Das war der Preis dafür, eine gefragte und extrem gut verdienende Rechtsanwältin zu sein. Viktorias Konto sah zwar keineswegs beunruhigend aus, ihre Buchhonorare konnten es aber nicht mit den Anwaltshonoraren ihrer Freundin aufnehmen. Dafür genoss sie andere Freiheiten, die ihr wichtiger waren – zum Beispiel Lesereisen wie diese, die sie durch den ganzen Norden Deutschlands geführt hatte. An fremden Städten und Landschaften konnte sie sich nicht sattsehen, und sie freute sich darauf, Stralsund weiter zu erkunden, bis sie sich mit Melli auf dem Fischland, etwa sechzig Kilometer von hier, zu einem Kurzurlaub treffen würde.

Viktorias Magen begann zu knurren, sie hatte seit dem späten Frühstück in Greifswald nichts mehr gegessen. Suchend schaute sie die Straße hinunter, wobei ihr Blick an der Nikolaikirche hängen blieb. Der doppeltürmige Bau aus rotbraunem Backstein ragte hoch empor, als besonderes Merkmal fehlte die nördliche Turmspitze, was der Kirche ein verwegenes Äußeres verlieh. Es passte in die Stadt – wie ein Pirat mit einer Augenklappe. Diese Formulierung sollte sie sich merken, falls sie je einen Roman schreiben würde, der in Stralsund spielte. Was gar nicht so abwegig war bei dieser zauberhaft schönen Stadt, die bestimmt eine prachtvolle Kulisse für eine groß angelegte Familiensaga bot. Während Viktoria ernsthaft darüber nachzudenken begann, ob sie die Handlung zur Zeit des Beitritts zur Hanse Ende des 13. Jahrhunderts ansiedeln sollte oder doch lieber in der Schwedenzeit ab dem 17. Jahrhundert, entdeckte sie gegenüber an einem Geschäft den originellen Namen Störte-Bäcker. Sie kaufte ein Stück Mohnkuchen, das sie sich gar nicht erst einpacken ließ, sondern auf die Hand nahm und aß.

Den Gedanken an den Cappuccino gab sie auf. Lieber wollte sie noch ein bisschen durch die Straßen laufen. Weit kam sie nicht, nur bis zum Rathaus, das mit der Nikolaikirche zu einer Einheit aus norddeutscher Backsteingotik verschmolz. Viktoria hielt die Luft an, als sie auf dem Alten Markt stand und an der Schauffassade hochsah. Sie zählte sieben Türmchen mit sechs Giebeln dazwischen, in denen kreisrunde und darunter doppelte Spitzbogenfensteröffnungen eingelassen waren, durch die sie direkt in den blauen Himmel schauen konnte.

Plötzlich hörte Viktoria eine Uhr schlagen und schreckte aus ihren Betrachtungen auf. Es wurde höchste Zeit. Mit einer ersten Idee für einen Roman im Kopf machte sie sich auf den Rückweg. Dabei nahm sie flüchtig die Gestalt des alten Herrn wahr, der sie so beharrlich auf ihrer Lesereise begleitete. Einen Augenblick lang glaubte sie, er habe sie bei ihrem Spaziergang beobachtet. Viktoria schüttelte über sich selbst den Kopf und betrat die Buchhandlung.

Der alte Mann bewegte sich ganz sachte auf dem harten Stuhl. Er spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Vielleicht hatte er bereits zu lange gewartet, aber er wollte nicht von seinem Plan abweichen. Was er sich einmal vornahm, führte er durch. So war es immer gewesen, so würde es bleiben. Bis zum Schluss. Verhalten stöhnte er auf, darauf bedacht, keine Aufmerksamkeit zu erregen. Weder die der Frau neben ihm noch die von Viktoria Brand, deren Blick ihn ab und zu unsicher streifte. Ihm war klar gewesen, dass sie ihn bemerken würde, vor allem, da er einer der wenigen Männer im Publikum war. Nicht nur heute, sondern jedes Mal, was ihn ein wenig amüsierte.

Die erste Hälfte der Lesung war vorbei, gerade begann Viktoria mit der Stelle, an der Liliana bemerkte, dass sie im Familienunternehmen ausgebootet werden sollte und von wem. Er hatte das Buch gelesen, ebenso wie Viktorias frühere Romane. Ihre Geschichten waren spannend erzählt, und, soweit er es beurteilen konnte, historisch korrekt, ihre Figuren lebendig. Und doch ... Etwas fehlte, sobald es um das Thema Liebe ging.

Wieder durchfuhr seinen Körper ein schmerzhafter Stich. Lange würde er nicht mehr aushalten. Er hätte besser darauf verzichtet, Viktoria bei ihrem kleinen Abstecher zum Alten Markt zu folgen, und sich stattdessen ausruhen sollen.

Er versuchte, sich auf die Lesung zu konzentrieren, auf Viktoria, ihr Gesicht, ihre Stimme, und er registrierte erstaunt, dass sie bereits den Schlussteil las. War er so lange abgelenkt, mit den Gedanken ganz woanders gewesen? Offenbar. Er hörte den Applaus aufbranden. Ihm kam es vor wie ein Rauschen, ein ganz anderes Rauschen, wie das des Meeres. Er sah sich am Kopfende der Seebrücke stehen, erfüllt von einer stillen Trauer, die gemildert wurde von dem Wissen, dass am Ende des Lebens doch alles so kam, wie es sollte. Musste. Vorherbestimmt war? Nein. Das nicht.

Der alte Mann richtete sich auf und beobachtete Viktoria, wie sie Fragen beantwortete, manchmal nachdenklich die Stirn krauste, manchmal lachte, manchmal zur Untermauerung ihrer Worte heftig gestikulierte.

Nichts war vorherbestimmt. Man musste das Schicksal schon selbst in die Hand nehmen.

»Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!«, verabschiedete sich Viktoria von ihren Zuhörern. Während der Lesung war ihr Blick ab und zu unauffällig zu dem älteren Herrn hinübergehuscht, der wie immer in der dritten Reihe saß und – ebenfalls wie immer – anschließend kein Wort an sie richtete. Jetzt versuchte sie, ihn in der Mensentraube auszumachen, aber er schien bereits verschwunden zu sein. Sie blieb noch am Tisch sitzen, um Bücher zu signieren oder weitere Fragen zu beantworten, die trotz der lebhaften Diskussion über ihren Roman *Das letzte Leben*

der Liliana noch gestellt werden mochten. Der Austausch mit dem Publikum gefiel ihr und machte ihr fast mehr Spaß als das Lesen selbst. Es war eine nette Abwechslung zu ihrer eher einsamen Tätigkeit vorm Computer.

Nachdem die letzte Leserin gegangen war, legte Viktoria ihren silbernen Kugelschreiber, ein Geschenk ihrer Eltern, den sie auf jede Lesung wie eine Art Glücksbringer mitnahm, sorgfältig in ihre Tasche zurück. Noch einmal trank sie einen Schluck Wasser, bevor sie aufstand und sich an Frau Roth wandte, die Leiterin der Belletristik-Abteilung. »Haben Sie herzlichen Dank für den gelungenen Abend. Sie müssen viel Werbung gemacht haben, um die Leute bei dem Wetter heute herzulocken.«

»Wir hatten keine Bedenken, dass die Sonne etwas ändert. Die Stralsunder sind begeisterte Leser.«

»Das freut mich!« Viktoria wollte gerade hinzufügen, dass sie schon daran gedacht hatte, einen Roman genau hier anzusiedeln, als sie merkte, dass Frau Roth an ihr vorbeisah.

»Ja bitte? Können wir Ihnen helfen?«, fragte sie jemanden hinter ihr.

Viktoria drehte sich um – und stand vor »ihrem« Patriarchen.

»Verzeihung«, sagte er mit einer leisen, ein wenig heiseren Stimme. »Ich wollte Sie nicht stören. Ich kann gern warten.« Dabei schaute er Viktoria unverwandt an, ein leises Lächeln umspielte seine Lippen.

Ihr fiel ein, was Melli eher scherzhaft gesagt hatte, ob der Mann ihr väterliche Gefühle entgegenbrachte, aber das hielt sie für unwahrscheinlich. Er wirkte trotz seines Lächelns distanziert. Viktoria war überrascht, dass er sie heute endlich ansprach, und neugierig. Sie wollte nicht riskieren, dass er verschwand, solange sie mit Frau Roth sprach.

»Sie stören überhaupt nicht«, sagte sie etwas befangen.

Er zögerte, als müsse er sich erst überzeugen, dass sie meinte, was sie sagte, und nickte schließlich. Viktoria deutete auf das Buch, das er in beiden Händen hielt. »Darf ich das für Sie signieren?«

»Das wäre sehr freundlich.« Er gab ihr den Roman. »Würden Sie bitte *Für Johanna* hineinschreiben?«

»Gern«, sagte Viktoria. Er war immer allein gekommen, und sie wunderte sich, dass sie es jemandem anders widmen sollte. Aber vielleicht war es Johanna ja nicht möglich, selbst zu kommen. Sie reichte ihm das Buch zurück. »Ist Johanna Ihre Frau? Oder Ihre Tochter?«

Der Mann antwortete nicht sofort, stattdessen sah er sie an, als wolle er sich ihr Gesicht einprägen. Mehr als das, als würde er auf den Grund ihrer Seele schauen und dort etwas suchen. Der Gedanke verstörte Viktoria, sie wollte ihn abzuschütteln, aber sein Blick war derart intensiv,

dass sie ihm nicht ausweichen konnte. Schließlich brach etwas den Bann, ein Schatten zog über sein Gesicht, ganz kurz nur, bevor er wieder lächelte.

»Danke. Haben Sie vielen Dank. Viktoria.«

Er drehte sich um und ging langsam davon. Kerzengerade und würdevoll. Wie ein Abgang beim Theater, dachte Viktoria. War er mal Schauspieler gewesen? Das hätte zu seinem Auftreten gepasst, das wie inszeniert wirkte – und doch auch wieder nicht. Ein bemerkenswerter Mann. Sie starrte ihm hinterher, beobachtete, wie er auf die Straße trat, und wusste plötzlich, dass sie ihn nie wiedersehen würde, wenn sie ihn jetzt gehen ließ. Sie konnte nicht sagen, weshalb sie es so wichtig fand, mit ihm zu reden, wichtiger als ein paar nette Abschiedsworte an die Abteilungsleiterin, wichtiger als alles, was ihr in den Sinn kam. Vielleicht weil er sie eben Viktoria genannt hatte, als würde er sie kennen.

»Bitte entschuldigen Sie mich«, sagte sie zu der verblüfften Frau Roth und hastete dem Mann hinterher. Draußen sah sie ihn gerade noch um die Ecke in die Heiliggeiststraße biegen. Sie lief schneller, um ihn einzuholen. Zu spät. Gerade als auch sie um die Ecke bog, stieg er weiter vorn in ein Taxi, das offensichtlich auf ihn gewartet hatte. Hilflos hob sie die Arme, um es aufzuhalten, aber der Fahrer nahm keine Notiz von ihr und fuhr davon.

Im Seitenspiegel sah der alte Mann Viktoria auf der Straße stehen und geriet in Versuchung, den Fahrer zu bitten, er möge anhalten. Sie wirkte verloren. Als habe sie ganz kurz etwas gespürt, zu kurz, um es greifen zu können, aber dennoch lange genug, um zu merken, dass es da war.

Ach was, das war nur seine Einbildung!

Er sagte nichts, das Taxi fuhr weiter. Viktorias Gestalt, die noch immer an derselben Stelle stand, wurde kleiner und verschwand hinter einer Kreuzung ganz aus seinem Blickfeld. Ihr Bild sah er dennoch deutlich vor sich. Klein, zierlich, dunkelblonde lange Haare, zu einem Pferdeschwanz gebunden, einzelne Strähnen, die ihr ins Gesicht fielen und die sie beim Lesen alle paar Minuten unbewusst zurückstrich. Braune Augen, die zur Pupille hin bernsteinfarben wurden. Eine hübsche Frau von fünfunddreißig Jahren, keine Kinder, unverheiratet – obwohl es eine Weile so ausgesehen hatte, als stünde sie kurz davor. Was sollte er davon halten, dass es anders gekommen war? Er war sich nicht sicher. Nein, das stimmte nicht ganz. Stumm schüttelte er den Kopf, was den Taxifahrer zu einem fragenden Seitenblick veranlasste. Er war sich schon sicher, er mochte es nur nicht zugeben. Auf alle Fälle war es besser für seine Pläne.

Er bemühte sich um die bequemste Position auf dem weichen Ledersitz und schloss die Augen. Im Radio erklang Musik, der er nichts abgewinnen konnte, aber wenigstens war sie leise und

störte seine Gedanken nicht, die erneut abschweiften zur Seebrücke – und darüber hinaus. Bald, dachte er. Bald werde ich das Rauschen wieder hören.

Langsam ließ Viktoria die Arme sinken. Sie kam sich ziemlich dumm vor. Was tat sie hier? Und das alles wegen des vermeintlich mysteriösen Benehmens eines Mannes, das bei genauer Betrachtung gar nichts Besonderes war. Er hatte nur ihre Lesungen besucht und sie um ein signiertes Buch gebeten. Ihren Vornamen mochte er benutzt haben, weil sie ihm durch ihre vielen Romane schon vertraut war.

»Ist alles in Ordnung mit Ihnen? Kannten Sie den Mann?«, fragte Frau Roth, als Viktoria in die Buchhandlung zurückgekehrt war, wo sie ihre Unterlagen in der Eile hatte liegen lassen.

»Ja. Nein. Das heißt, ich dachte plötzlich, ich würde ihn kennen«, sagte Viktoria, weil ihr keine bessere Ausrede für ihr Verhalten einfiel. Dabei schwor sie sich, dass er einen Auftritt in ihrem nächsten Roman bekam. Mindestens einen. Er bot eine Menge Potenzial. Schon besser gelaunt lächelte sie in sich hinein und hoffte, dass er sich als treuer Leser erweisen und sich selbst erkennen würde.